

Ina-Marie
Cassens



Der Fluch
der Heilerin



Ina-Marie Cassens

Der Fluch der Heilerin

Roman

Weltbild

Die Autorin

INA-MARIE CASSENS

Jahrgang 1958, ist eine Romanautorin, die in der Lüneburger Heide lebt und arbeitet.

»Der Fluch der Heilerin« ist nach »Die Heilerin von Salerno« ihr zweiter historischer Roman.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Ina-Marie Cassens

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Titelmotiv: © Bridgeman Art Library, Berlin

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-281-0

Prolog

Alexandria, 10. Oktober 1365

Unablässig starrten sie diese steinernen Augen an, und wohin Heta auch schaute, sie hatte das Gefühl, die Sphinx von Alexandria wolle mit ihr sprechen. Schon in der Nacht hatte sie diesen Blick gespürt, ja selbst in den wenigen Stunden Schlaf, die ihr vor den Toren Alexandrias vergönnt gewesen waren.

Ich muss es aushalten, dachte sie, als sie von ihrem eigenen Stöhnen erwachte. Ich muss es aushalten, so wahr ich eine Christin bin, die auf Kreuzzug ist. Es ist nur eine Statue, nichts als ein Gebilde aus Stein und Sand.

Trotzdem zeigte die Anspannung Spuren. Ihr Rücken schmerzte vom Liegen auf dem harten Boden, zudem quälte sie schon wieder der Durst. Mühsam richtete sie sich auf und nahm einen kleinen Schluck Wasser aus der Fellflasche, die ihr als Kopfkissen diente. Müde betrachtete sie die mächtige Stadtmauer, vor der sie und das Landheer des zyprischen Königs Peter lagerten. Stimmt es, dass die Stadt kaum eine Verteidigung hatte? Würde sie wirklich bei einem Überraschungsangriff fallen? Es ging das Gerücht, König Peter wolle die Stadt vom Meer her angreifen und, falls sein Plan glückte, sich bis zu den Stadttoren durchkämpfen, um sie von innen zu öffnen.

Alles andere wäre auch zwecklos, dachte Heta und versuchte sich vorzustellen, wie sie unter Trommelschlägen und Flötenspiel durch das Stadttor eilte. Käme es so, würde auf jeden Fall weniger Blut fließen. Unser aller Gewissen würde geschont, und wir blieben wahre Christen.

Sie grüßte zwei Johanniter, die sich mit einem Bündel Ästen vor der Brust der Feuerstelle näherten. Diese hatte nur noch wenig Glut, denn der Knappe, der das Feuer schüren sollte, war eingeschlafen.

»Aufwachen, du Faulpelz!«, rief einer der Johanniter und ließ sein Holz einfach auf den schlafenden Knappen niederprasseln.

Dieser schreckte hoch und entschuldigte sich geflissentlich, dann blies er in die Glut und erweckte das Feuer zu neuem Leben. Der andere Johanniter warf sein Holz geradewegs in die Flammen, musterte Heta und wandte sich dann kopfschüttelnd wieder ab.

Er sieht nicht ein, warum eine Frau an einem Kreuzzug teilnimmt, dachte sie verärgert. Deswegen gönnt er mir kein Wort. Oder hat er etwa ein Gelübde abgelegt, so lange zu schweigen, bis die Stadt eingenommen ist?

Sie schaute um sich. Die meisten Frauen, die sich diesem Kreuzzug angeschlossen hatten, schliefen noch, nur die beiden Laienschwestern aus Reims waren schon wach. Sie hockten im Schneidersitz vor ihrem Zelt und flochten aus abgerissenen Ölbaumzweigen einen Kranz. Als Heta ihnen zuwinkte, erwiderten sie freundlich ihren Gruß und begannen voller Inbrunst ein Ave Maria zu singen.

Wenn es denn hilft, dachte Heta nicht ohne einen Anflug von Neid. Sie wäre auch gerne so gelassen wie diese beiden Reimser Benediktinerinnen, aber leider war es anders

gekommen: Alexandrias Sphinx schien es einzig auf sie abgesehen zu haben. Sie stieß François, den Flötenspieler, an, der neben ihr auf einer Schilfrohrmatte lag. Wie sie kam er aus Montpellier, ein gerade mal dem Jungendasein entwachsener Bursche, hager wie ein vertrockneter Spargel, aber von allen wohlgelitten, weil er nie schlechte Laune hatte.

Und auch an diesem frühen Morgen war er schon wieder dazu aufgelegt, eines seiner Spielchen zu treiben: Wie schlafend lag er auf der Seite, tatsächlich aber kaute er auf einem Stück Brot herum. Und das tat er mit solch übertriebener Leidenschaft, dass man hätte annehmen können, er wolle eine Kuh nachahmen.

»Hat unsere Lieblingsspitalschwester etwa schlecht geträumt?«, fragte er belustigt, blinzelte und schluckte endlich sein Stückchen Brot. »Ja, hat sie? Ah, dann wissen wir Bescheid: Die Sphinx wirft ihre Schatten voraus, und dies, Heta, heißt natürlich nichts anderes als: Du bist ihr nächstes Opfer.«

»Geschwätziger Kindskopf«, entgegnete sie unwirsch und löste ihr Haar, um es neu zu flechten. »Wie kommst du auf so etwas?«

»Das weiß doch jeder«, erwiderte François erstaunt und schaute auf die im blassen Morgenlicht zartrot leuchtende Sphinx, die am Fuße der riesigen Pompejus-Statue aus rotem Granit ruhte.

»Sie frisst denjenigen, der das Rätsel nicht lösen kann, das sie ihm aufgegeben hat.«

»Ach, und welches Rätsel kann ich nicht lösen?«

»Ob du diesen Kreuzzug überlebst.«

Heta warf eine Handvoll Sand nach ihm: »Wie soll mich solch ein heidnischer Götze fressen können? So etwas Dummes.« Sie streifte die Sphinx mit einem verächtlichen Blick, doch mit einem Mal glaubte sie zu wissen, warum deren rätselhaftes, undurchschaubares Wesen ihr so zusetzte: Es drückt meine Ängste aus, Lia möglicherweise in dem Getümmel Alexandrias nicht wiederzufinden, dachte sie besorgt. Weiß ich doch gar nicht mehr, wie sie aussieht. Noch nicht einmal, ob sie noch lebt. Womöglich hat sie einen Muslim geheiratet und sich zu den Ungläubigen bekannt. »Ich werde zu Gott beten, dass er dieses grässliche Götzenbild zerschmettert«, sagte sie laut. François nickte: »So ist es recht. Siehst du, jetzt ist dir alles wieder klar. Um uns herum ist Heiden-Land. Deswegen sind wir hier: um Muslime zu bekehren oder sie einen Kopf kürzer zu machen. Ich freilich werde mich darauf beschränken, sie mit Musik zu gewinnen!«

Ein paar Ritter hatten ihnen zugehört und lachten nun lauthals auf. »Du meinst wohl, du willst die Schönen der Stadt mit deiner Flöte gewinnen, wie?«

»Ja, Ihr edlen Herren Ritter, was denkt Ihr denn!«, rief François mit gespielter Ernst.

»Schließlich habe ich zwei Flöten. Eine mehr als jeder von Euch!« Er setzte sein Instrument an die Lippen und begann zu spielen. Einer der Ritter schlich sich von hinten an ihn heran und versetzte ihm mit dem Griff seines Schwertes einen Stoß in den Rücken, so dass François mit dem Gesicht nach vorn fiel. Dieser hatte den Stoß schon erwartet, aber trotzdem tat er das, was alle von ihm erwarteten: weiterhin zu witzeln und den

Hanswurst zu spielen.

»Nun rieselt Sand aus meiner kostbaren Flöte«, meinte er bekümmert, drehte sich zu den Rittern um und rief: »Hört mich an: Ein schlechtes Omen habt Ihr provoziert. Denn wie sollt Ihr Erfolg haben, wenn die, die Euch ankündigen sollen, erstens die falschen Töne blasen und zweitens nur wertlosen Sand verschleudern?«

Die Ritter lachten anzüglich. Da sprang François behende auf, zückte seinen Dolch und wirbelte ihn gekonnt in der Luft.

»Wer wagt es, schneller zu sein als ich?«

Die Antwort war Hufschlag und lautes Rufen, kurz darauf erklang in der Ferne

Trommelschlagen. Ein Knappe mit einem Banner in der Hand stürmte auf sie zu: »Gott will es: Das Stadttor ist unser! König Peters List ist geglückt.«

Die Sonne stand noch nicht allzu hoch am Himmel, als das kleine Mädchen den Kopf hob. Hatte da nicht gerade ihr Vater gerufen?

»Melissa!«

Wie ungeduldig er klang.

Das Mädchen schaute vom Brunnen zur Treppe, die ihr Vater heruntereilte. Als dieser sie im Schatten des Rosenbusches entdeckte, blieb er auf halber Höhe stehen, winkte und rief noch einmal: »Melissa, schnell! Du musst dich umziehen!«

»Gleich.«

Sie zögerte, doch dann entglitten ihr die farbigen Mosaiksteine, die sie in ihrer Hand gehalten hatte. Bedauernd verzog sie das Gesicht. Jetzt würde sie die Zauberblume, die sie zu legen versuchte, nicht zusammensetzen können. Dabei war sie bis auf wenige Steine schon fast vollständig.

Warum eigentlich sollte sie sich umziehen?

War ein Gast gekommen?

Melissa schlenderte über den Innenhof und tauchte in das Licht-Schatten-Muster des von Säulen umstandenen Hauses ein. Es roch nach verblühten Rosen und Pferdeschweiß. Die gezäumten Rappen standen auf der gegenüberliegenden Seite vor der Tränke.

Warum war nur ihr Vater im Haus?

Sie probierte, zwei Stufen auf einmal zu nehmen, aber das war dann doch zu anstrengend. Schließlich war sie gerade erst vier Jahre alt geworden.

»Wo bist du?«, rief sie fröhlich.

»In meinem Schlafzimmer. Komm, schnell.«

Sie rannte über die Galerie und blieb wie angewurzelt stehen: Ihr Vater trug ein Kettenhemd und legte sich gerade einen Kettenbeinling an. Auf dem Diwan lagen Haube und Fäustlinge, an der Wand lehnte der große weiße Schild mit dem schwarzen Kreuz. Noch bevor sie fragen konnte, zeigte er auf das weiße Kittelkleid, auf dessen Rücken dasselbe Kreuz zu sehen war wie auf dem Schild. »Wechsel aber auch das Hemd und zieh dir Strümpfe über.«

Melissa entging nicht, dass ihr Vater sich um einen ruhigen Ton bemühte. Sein gutmütiges Gesicht mit den großen braunen Augen aber war angespannt. Und sein Mund,

der so gerne lachte und sich so köstlich zusammenzog, wenn er Kirschkerne spuckte, sah aus wie ein verstaubter Streifen Leder.

Sie zog sich um, während ihr Vater den anderen Beinling anlegte. Als sie fertig war, drehte sie sich einmal um sich selbst und spielte Schmetterling.

»Melissa«, sagte ihr Vater gepresst, »ich habe dir doch einmal erzählt, dass einem selbst ein scheinbar unüberwindbarer Drache nichts anhaben kann, wenn man ganz fest auf Jesus Christus vertraut. Nun ist es der Sphinx gelungen, sich in einen Drachen zu verwandeln, der die Stadt unsicher macht. Und den müssen wir zur Strecke bringen.«

»Wer?«

»Alle Christen und auch ein paar gute Männer, die Allah zu ihm sagen. Es wird uns auf jeden Fall gelingen, aber der Drache hat sich versteckt. Wir müssen ihn erst suchen. Und ich möchte nicht, dass du allein hier im Haus bleibst. Also musst du unser Versteck aufsuchen. Weißt du noch, wo es ist?«

Melissa nickte und flüsterte ihrem Vater etwas ins Ohr. »Gut. Trotzdem lege ich dir jetzt einen Zaubergürtel um. Er macht dich unverwundbar.«

»Dann nimm du ihn doch, Vater.«

»Sein Zauber wirkt leider nur bei Mädchen und Frauen.« Er ließ sich auf die Knie nieder und band ihr einen aus dünnen Lederstreifen geflochtenen Gürtel um, der an einigen Stellen versengt und auch eingerissen, doch von einer geübten Hand sorgfältig ausgebessert worden war. »Aber nun frag nicht länger. Ich hab dich lieb, Melissa, und du weißt, auch wenn ich manchmal ein wenig rauh bin: Ich liebe dich über alle Maßen.« Ihr lief ein Schauer über den Rücken, und sie schlang ihre Arme um seinen Hals. Noch nie hatte sie Tränen in den Augen ihres Vaters gesehen. Er küsste sie auf Stirn und Wangen und presste sie fest an sich. Dann hielt er sie noch eine kurze Weile an den Schultern und musterte sie mit einem schwachen Lächeln. »Geh jetzt«, sagte er sanft. »Vertrau auf Jesus Christus und vergiss nicht, dass auch deine Mama dich vom Himmel aus immer im Blick hat.«

Die Reimser Benediktinerinnen und sie zählten zur Nachhut, doch obwohl schon alles so ziemlich vorbei war und keine Gefahr mehr drohte, achtete Heta darauf, dicht hinter François zu bleiben. Zusammen mit einem anderen Flötenspieler spazierte er hinter drei Trommlern durch das Tor, doch ihr lärmendes Spiel war genauso lächerlich, wie der Anblick der erschlagenen alexandrinischen Torwachen grauenerregend war. Ohne Waffen und Rüstung lagen ihre Leichen, nur noch mit dem Hemd bekleidet, in ihrem Blut. Ein paar von ihnen waren entmannt, anderen der Bauch so weit aufgeschlitzt, dass die Eingeweide herausquollen.

Auch die zahlenmäßig unterlegene Stadtwache war so gut wie vernichtet. Das Entsatzheer des schwachen Mamelucken-Sultans Al-Aschraf Schaban, so hatten Kundschafter in Erfahrung gebracht, sei gerade erst aus Kairo abgerückt, und damit war den Kreuzzüglern eine Stadt in die Hände gefallen, die in aller Ruhe geplündert werden konnte. Jetzt rächte sich, dass die Mamelucken in den letzten Jahrzehnten ihr Geld lieber für Bauwerke und Bewässerungsanlagen verwendet hatten, als sich um die Kriegskunst

zu kümmern. Sie, die einst sogar die Mongolen besiegt und die letzten Kreuzfahrer aus Syrien und Palästina vertrieben hatten, bezahlten jetzt dafür, die Christen unterschätzt zu haben – da half es nur wenig, dass König Peter befohlen hatte, sich wie ein Christ und nicht wie ein Barbar zu benehmen.

Heta war froh, keine Ritter um sich zu haben. Denn diese wüteten in einem Eroberungsrausch längst in Gassen und Häusern und verbreiteten nie gekanntes Grauen. »Schauen wir einfach nicht so genau hin!«, rief François und setzte seine Flöte ab. Sie wurden Zeuge eines Scharmützels, bei dem drei Ritter auf zwei blutende Muslime einhieben. Diese waren nur noch am Leben, weil sie Kraft genug hatten, sich mit ihren Schilden zu schützen.

Ergebt euch doch, sagte Heta im Stillen. Ich würde für euch um Gnade betteln. Doch es war längst zu spät. Der eine Muslim brach unter dem Schlag eines Morgensterns zusammen, der andere sackte wenig später in die Knie. Ohne noch die Kraft zu haben, ihr Schwert zu heben, schauten sie zu den Rittern auf und sahen ihnen geradewegs in die Augen, als diese das Schwert zogen. Heta bemerkte, wie die Ritter sich mit Handzeichen verständigten, dann schloss sie die Augen. Es klang, als würde in zwei Krautköpfe geschlagen. Sie duckte sich hinter François und verwünschte ihren Entschluss, sich dem Kreuzzugheer angeschlossen zu haben, nur um ihre beste Freundin wiederzusehen. Als sie aufblickte, waren François und sie plötzlich allein. François steckte seine Flöte in den Gürtel und zückte seinen Dolch. Die Gasse, durch die sie gingen, war menschenleer – bis auf einen bärtigen alten Mann, der gegen eine Mauer lehnte. Er trug einen langen schwarzen Kaftan, und der rote Fez auf seinem Kopf war ihm tief ins Gesicht gesunken. Als sie näher traten, rutschte er langsam zur Seite und entblöbte eine faustgroße Platzwunde am Hinterkopf.

»Ein Jud und einer weniger«, bemerkte François.

»Sprich nicht so«, tadelte Heta ihn. »Hast du vergessen, dass auch dein Großvater einer war?«

»Aber nur bis zum Alter von acht Jahren.«

Rasch liefen sie weiter, bis sie eine breite Straße kreuzten, auf der ihnen drei riesige graue Tiere mit langen Rüsseln entgegenstapften. Sie trompeteten so furchterregend, dass Heta die Ohren schmerzten.

»Elefanten! Das sind Kriegselefanten!«, schrie sie entsetzt.

»Gott steh uns bei!«

»Das tut er doch«, rief François. »Ich sehe weder Bogenschützen noch Speerwerfer. Die Tiere sind herrenlos. Sieh doch, wie langsam sie sich bewegen.«

François hatte genug Mut, auf einen der Elefanten zuzugehen. Da dieser aber drohend seinen Rüssel schwang und eines seiner Vorderbeine hob, als wolle er ihn zertreten wie eine Maus, blieb ihm nichts anderes übrig, als in respektvoller Entfernung stehen zu bleiben. Da stürzte eine Frau aus einem der Ladengeschäfte zur Rechten auf die Straße und rannte voller Panik direkt auf die Elefanten zu. François rief ihr etwas zu, besann sich aber und rannte ihr nach. Rasch hatte er sie eingeholt, packte sie an der Hand und riss

sie zurück. Die Frau schrie und wand sich, doch da war auch schon Heta hinzugeeilt und sprach beruhigend auf sie ein.

Sie begriff, wovor die Frau geflüchtet war: Zwei blutbesudelte Kreuzritter warfen den Leichnam eines Mannes auf die Straße. Kurz darauf trieben sie zwei Esel durch die Tür und legten ihnen mehrere Säcke auf den Rücken. Sie unterhielten sich in einer Heta unbekanntem Sprache, lachten und warfen triumphierend die Arme in die Höhe, als sie Heta gewahr wurden.

Doch da wandte sich der wütende Elefant von ihnen ab und stampfte, gefolgt von den anderen beiden, trompetend in die nächste Gasse. Heta hielt sich die Ohren zu, trotzdem glaubte sie, die Schreie derjenigen zu hören, die gerade noch die Attacken der Eroberer überlebt hatten und nun von den aufgebracht Tieren zertrampelt wurden. Sie drehte sich zu der Frau um. Sie war jung und zierlich und hatte ein hübsches rundes Gesicht mit vollen Lippen: »Schnell, sag uns: Wo ist das Christenviertel?«

Die Frau schüttelte den Kopf, schaute von einem zum anderen.

»Sie versteht dich nicht, Heta. Ich werde sie fragen«, wandte François ein.

»Seit wann kannst du Arabisch?«, fragte Heta überrascht.

»Ich konnte schon immer ein wenig. Gerade so viel, um als Musikant durchzukommen.«

Er wiederholte die Frage, woraufhin die Frau nickte. Sie sagte etwas und zeigte dabei auf das Minarett einer Moschee, das lanzengleich hinter den Dächern vor ihnen in den Himmel ragte.

»Hinter der Moschee. Aber es ist noch ein Stück«, erklärte François. »Im Übrigen heißt sie Scharifa. Ich glaube, sie will an unserer Seite bleiben. Sie hofft, dann in Ruhe gelassen zu werden.«

»Natürlich«, murmelte Heta.

François wandte sich wieder Scharifa zu, zeigte auf sich und Heta und nannte mehrmals ihre Namen. Scharifa wiederholte sie schließlich, zeigte dann auf sie beide und schien etwas zu fragen.

»Sie will wissen, ob du meine Frau bist.«

Heta schaute Scharifa strafend an und schüttelte den Kopf. Wie konnte sie, die vor plündernden Rittern geflüchtet und gerade fast von Elefanten niedergetrampelt worden war, nur solche Fragen im Kopf haben. Scharifa indes merkte, dass sie etwas falsch gemacht hatte, und beeilte sich zu fragen, ob sie jemanden im Christenviertel suchten.

»Ja, würden wir sonst fragen?«, entgegnete Heta so heftig, dass Scharifa zusammenzuckte.

Eingeschüchtert versuchte sie daraufhin, François klarzumachen, dass sie sich bei den Christen zwar nicht so gut auskenne, ihr Herr aber, den die Ritter auf die Straße geworfen hatten, ihnen Wein verkauft habe.

Gemeinsam schlugen sie den Weg ins Christenviertel ein. Ein nur mit einem Lendenschurz bekleideter Mohr schlug mit einer Kette um sich. Er verteidigte eine große Kiste, die kunstvolle Schnitzereien zierten. Der Kreuzritter vor ihm klatschte in die Hände, um ihn abzulenken, derweil zielte ein Bogenschütze auf den Rasenden. Der Pfeil bohrte sich ihm

von hinten mitten durch die linke Brust.

»Nur ein Sklave«, übersetzte François Scharifas Bemerkung. Nur ein Sklave. Die Worte füllten Hetas Kopf und machten sie taub. Sie begegneten Rittern mit dicken Stoffballen auf den Schultern, sahen herrenlose Pferde vorübertröten. Immer wieder wichen sie unter Torbögen aus, suchten Schutz in Innenhöfen, schlängelten sich durch die mit Flüchtenden verstopften Gassen. Sie passierten römische Schutthügel, frei stehende Arkadenbögen, Zisternen und verfallende Häuserzeilen, die vom großen Wohlstand römischer Zeiten zeugten. Und je näher sie dem christlichen Viertel kamen, desto dichter wurde der Strom der Flüchtenden.

Als sie in eine mit Palmen gesäumte Straße bogen, trafen sie auf eine Karawane von Menschen und Lasttieren.

»Sie glauben alle, hier wären sie in Sicherheit«, sagte Heta. »Hoffentlich täuschen sie sich nicht.«

Sie hatte recht. Vor ihnen stieg Rauch auf, aus einem Haus gar schlugen Flammen. Und dann entdeckten sie einen Hof, wo auf der Galerie abgeschlagene Köpfe auf der Brüstung steckten. Kupferteller, Gläser, Elfenbeinfigürchen, Tuchfetzen und Mosaiksteinchen lagen über den Innenhof verstreut. Der Rosenbusch stand in Flammen, und im Bassin des Brunnens trieb ein totes Lamm.

»Wir müssen zur Kirche«, drängte Heta. »Wenn Lia noch lebt, wird sie sich dorthin geflüchtet haben.«

Ein Niesen drang durch den hohlen Altaraufsatz der bescheidenen christlichen Kirche, doch keiner von den Kämpfenden hörte es. Dazu war der Lärm, den sie machten, zu groß. Melissa blieb unentdeckt. Niemand ahnte, dass hinter der mit Schnitzereien verzierten Vorderseite ein kleines Mädchen kauerte, das die Hände auf die Ohren presste, weil die Schwerthiebe, die auf die Schilde krachten, so laut waren. Liebe Mama, betete Melissa, als wieder ein Mann aufschrie, hilf meinem Vater und allen anderen tapferen Kämpfern, den bösen Drachen zu besiegen.

Sie wagte nicht, durch den Spalt der Altarflügel zu schauen, weil sie es ihrem Vater versprochen hatte, doch dann hielt sie es nicht länger aus.

Diese kleine Sünde wird Vater mir bestimmt vergeben, dachte sie. Für einen kurzen Moment hatte sie die Altarflügel vor Augen. Der rechte zeigte, wie eine Frau Jesus eine Schale mit Weintrauben reichte, der linke, wie ihr Jesus einen von den Toten auferstandenen Jüngling zuführte.

Vergib mir.

Melissa blinzelte. So groß ihre Angst auch war, sie ahnte, dass es jetzt um alles oder nichts ging. Offensichtlich war der Drache furchtbar stark. Er stank entsetzlich nach Schweiß und Eisen, und manchmal wehte ein Dunst heran, der sie an den Geschmack erinnerte, wenn ihr ein Wackelzahn herausfiel.

Wo war denn der Drache?

Melissa erblickte nur ein paar fremde Ritter, die auf die Kämpfer des Sultans einschlugen. Einige von ihnen lagen in Blutlachen auf dem Boden.

Aber wollten sie nicht alle zusammen gegen den Drachen kämpfen?

Sie riss die Augen auf, als einer der Kämpfer des Sultans in die Knie sackte und ihm ein Ritter sein Schwert mit voller Kraft in den Hals stieß. Und dann ... dann entdeckte sie die vielen Menschen, die auf dem Boden lagen, hörte nicht nur Waffenlärm, sondern auch Stöhnen und Wimmern.

Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken. Mit einem Mal fühlte sie sich wie gelähmt. Am liebsten hätte sie die Augen wieder geschlossen, aber es gelang ihr nicht.

Plötzlich zischte einer der fremden Ritter dicht vor ihr: »Da kommt er, der Verräter!« Melissa spähte zum Kircheneingang, wo ein Ritter im weißen Mantel und mit erhobenem Schild auftauchte – ein weißer Schild mit schwarzem Kreuz. Er war verbeult, und der Mantel des Ritters zerfetzt und blutig, trotzdem wirkte er irgendwie unüberwindlich. Genauso wie ihr Vater.

»Helfen, Heilen, Wehren, das soll ein Ritter des Deutschen Ordens!«, donnerte die Stimme unter dem Topfhelm. »Und das tue ich, indem ich meine Kirche und die Menschen, die in ihr Schutz gesucht haben, gegen euer unchristliches Morden verteidige.« Melissa blieb ihr Schrei im Halse stecken. Die Stimme gehörte ihrem Vater.

»Ein Christ, der Söhne und Töchter Allahs schützt, ist ein Verräter!«, brüllte ihm einer der beiden fremden Ritter voller Wut entgegen.

»Nein, ein Christ mordet nicht in einer Kirche! Ihr seid gottloses Plündererpack. Nicht einer von denen, die zu Allah beten, wäre so wie ihr!«

»Das wirst du büßen! Du glaubtest, entkommen zu sein, aber jetzt ist die Stunde der Rache gekommen. Dein Blut für die Ehre meiner Familie!«

Es konnte keinen Zweifel geben, wer hier der Stärkere war: ihr Vater! Entschlossen schritt er auf die beiden Ritter zu. Dann zog er sein Schwert. Mit vernichtender Wucht donnerte es auf den Schild eines seiner beiden Gegner. Melissa hörte ihren Vater vor Anstrengung keuchen. Sie presste die Hände auf ihren Bauch, versuchte zu schlucken.

Er gewinnt, bestimmt ... Mama im Himmel, mach, dass er gewinnt!

Als Heta und François durchs Kirchenportal traten, wollten sie kaum glauben, was geschehen war: Die Ritter König Peters hatten die Menschen, die hier Zuflucht gesucht hatten, zusammen mit den wenigen muslimischen Kämpfern, die ihnen helfen wollten, abgeschlachtet. Ob Christ oder Muslim, es hatte kein Erbarmen gegeben.

Es war das Grauen an sich, ein Abbild der Hölle.

Pfeiler und Gestühl der Kirche waren blutverschmiert. Das Altarkreuz fehlte genauso wie die beiden mächtigen Kerzenständer, von denen Scharifa Heta gerade noch erzählt hatte. Der Staub, der im Dämmerlicht des Raumes flirrte, schmeckte nach Metall, und statt von heiligen Messgesängen war die Luft von Stöhnen erfüllt. Überall lagen Tote. Verwundete weinten leise in Kirchenbänken, andere saßen in der Seitenkapelle und starrten fassungslos vor sich hin. Und wo Heta auch hinschaute, es gab niemanden ohne blutdurchtränkte Kleider.

Vor dem Altar aber wurde immer noch gekämpft. Ein Ritter mit den Abzeichen des Deutschen Ordens schlug sich gegen einen Kreuzritter, der wie rasend auf ihn einhieb.

Beide kreisten um einen toten Kreuzritter, dem ein Teil des Kopfes abgeschlagen war. François zischte durch die Zähne: »Meine Flöte für den Ritter vom Deutschen Orden.« Heta antwortete nicht. Die beiden Ritter schienen ihr gleich stark. Denn auch wenn sie nichts vom Schwertkampf verstand, sie erkannte, wie geübt beide kämpften, geradezu so, als hätten sie denselben Lehrmeister gehabt. Da klirrte es plötzlich. Eines der Kirchenfenster barst, gleich darauf klirrte es noch einmal.

Steine und Fackeln flogen herein, und als sie sich umschaute, strömten Knappen mit brennenden Lumpen durchs Portal, die sie unter die Kirchenbänke stießen.

Diese Barbaren! Sie wollen die Kirche anzünden und damit die Spuren ihrer Greuelthaten verwischen!

Sie hörte den Deutschordensritter einen Fluch ausstoßen. Einen kurzen Augenblick vernachlässigte er seine Deckung und schaute verzweifelt in Richtung des Altars. Lia hat vor ihrer Abreise erzählt, schoss es Heta durch den Kopf, dass das Christenviertel unter dem Schutz des Deutschen Ordens steht ... und so wie dieser Ritter hier kämpft ... so kämpft nur, wer erstklassig ausgebildet ist. Es wird der Komtur sein. Als Ritter ist er hier zugleich Priesterbruder.

Sie wollte ihm etwas zurufen, doch es war zu spät. Entsetzt sah sie, wie der Kreuzritter den Fehler nutzte und sein Schwert gegen den Helm des Komturs schlug. Dieser wankte und brach in die Knie. Mit einem triumphierenden Schrei sprang sein Gegner vor und trat dem Deutschordensritter dabei so kräftig gegen dessen Brust, dass er das Gleichgewicht verlor und auf den Rücken fiel. Noch bevor er sich wieder erheben konnte, war der Kreuzritter über ihm und riss ihm den Helm vom Kopf.

»Nein!«, schrie Heta voller Entsetzen.

Doch der Sieger wollte nicht auf sie hören. Er bekreuzigte sich und holte aus. Der Hieb war so gekonnt, dass die Schwertspitze nicht den Boden berührte.

Heta schrie noch immer. François riss sie an sich, barg ihren Kopf an seiner Brust.

Der Kreuzritter nahm seinen Helm ab und stapfte auf sie zu.

»Wenn ihr euch grillen lassen wollt, bleibt hier«, krächzte er.

»Es gibt kein Zurück mehr.«

»Warum?«, stieß François hervor.

»Allahs Kämpfer hätten besser keine Geiseln genommen ... verstehst du, Spielmann? Verstehst du?«

Seine Stimme klang drohend. François nickte. Er wusste, dass dies eine Lüge war, aber sicher war sicher. Der Kreuzritter legte ihm die gepanzerte Hand auf die Schulter und grinste. Dann schritt er gemächlich zum Ausgang. François wartete einen Moment, dann zog er Heta mit sich.

Beißender Qualm erfüllte die Kirche, überall züngelten Flammen. Auf allen vieren krochen die Überlebenden zum Ausgang, einige konnten nur langsam über den Boden rutschen, bewegten sich laut stöhnend vorwärts, blieben liegen, richteten sich wieder auf.

Da endlich erbarmte sich Gott.

Scharifa hieß der Engel, der die Verletzten davor bewahrte, lebendig zu verbrennen.

Längst brannte ihr der Qualm in den Augen, und sie hatte das Gefühl, in einer Schwitzkammer zu hocken. Gesicht, Hände, Brustlatz, Beine waren nass. Doch Melissa zitterte und hatte bereits vergessen, wo sie war.

Sie hatte sich in die Knöchel gebissen, bis sie bluteten, jetzt lutschte sie an ihren Knien. Und wenn alles doch nur ein schlechter Traum ist ... ein langer, schlechter Traum?

Sie sehnte sich danach, aufzuwachen. Wenn sie doch nur endlich angefasst würde ... an der Schulter ... ihr Vater rüttelte sie immer. Wo war er? Warum kam er nicht?

Er ist tot, flüsterte irgendetwas in ihr. Und du musst aufwachen, hörst du? Öffne die Augen. Auch wenn es wehtut. Mach sie auf! Sie glaubte, die Stimme ihrer Mutter zu hören, und freute sich. Am liebsten wäre sie zu einem trockenen leichten Staubflöckchen geworden. Dann würde sie irgendwohin wirbeln, weg aus dieser Hitze, weg von diesem Rauch!

Flieg! Mit einem Mal riss sie die Augen auf und sah durch den wabernden Qualm einen weißen Schild, dann eine große rote Pfütze.

Es ist Vaters Schild, und er ist tot.

Der Kloß in ihrem Hals löste sich.

»Mama!«

Sie schrie aus Leibeskräften, schrie die Frau an, deren Schemen sie im Qualm plötzlich vor sich sah. Melissa glaubte, jeden Moment zu platzen, und doch hatte sie auch das Gefühl, als balanciere sie auf einem Steg, der immer breiter wurde, so dass sie gleich würde springen können.

Endlich waren sie da, die Hände. Sie packten zu und waren kräftig. Jetzt kann ich aufwachen, dachte Melissa, bevor sie sich der sanften Dunkelheit ergab. Mama ist wieder da. Der böse Traum ist vorbei.

Draußen wurden Heta und François von all jenen Rittern und Knappen umzingelt, die beschlossen hatten, alles den Flammen zu überantworten, um die Spuren ihrer mörderischen Plünderungen zu verwischen.

»Ein Kind habt Ihr gerettet, Schwester? Das ist tapfer.«

»Spottet nur«, meinte Heta kalt. Ihr Blick blieb an dem Ritter hängen, der soeben in der Kirche gemordet hatte. »Ja, ich habe ein Mädchen vor dem Flammentod gerettet. Ein unschuldiges Kind, wie alle Kinder unschuldig sind, ob es nun Christen oder Muslime sind. Habt Ihr was daran auszusetzen?«

Der Ritter trat vor sie hin und musterte sie abschätzig. Er hatte ein breites, rotes Gesicht, und oberhalb der rechten Stirnhälfte fiel die Haut wie ein Trichter in sich zusammen, so als ob ihm dort vor langer Zeit einmal ein Stück Schädelknochen herausgebohrt worden war.

»Seht Euch vor, Schwester, Eure Zunge ist lose.« Er strich sich sein schweißnasses Haar in den Nacken, trat einen Schritt zurück und griff sich provozierend in den Schritt. »Einen Verräter der Christenheit zur Strecke zu bringen ist so gut, wie es einer Frau zu besorgen. Aber wie sollt Ihr das nachfühlen können, Schwester. Oder ... könnt Ihr es ... doch ein kleines bisschen?«

Die anderen Ritter lachten lauthals auf.

»Hört also, Ritter Gundolf juckt es wieder!«, rief einer. »Braucht er also doch wieder Medizin, der Arme.«

»Richtig, Medizin. Oder besser gleich einen Arzt!«, dröhnte Ritter Gundolf und schaute sich beifallheischend um. Sein Blick blieb kurz an Scharifa hängen, die etwas abseits die Verwundeten mit Wasser versorgte. Dann trat er wieder einen Schritt auf Heta zu und betrachtete das schlafende Kind in ihren Armen. Wenn er wollte, könnte er es mir jetzt entreißen und zu Boden schmettern, dachte diese mit einem Schaudern. Niemand würde einschreiten, niemand mir helfen.

Da aber geschah etwas Seltsames. Als ob Melissa durch ihre geschlossenen Lider sehen würde, streckte sie Kreuzritter Gundolf ihre gespreizte Hand entgegen und runzelte die Stirn. Fast taumelnd trat dieser zurück und fasste sich an die Brust. Sein Gesicht war krebsrot, die Lippen aber auffallend blass.

»Verzieht Euch, Schwester«, stammelte er schwerfällig und winkte dreimal mit abgewinkelter Hand, das Zeichen für seinen Knappen. Sofort eilte dieser mit dem Pferd herbei, hielt seinem Herrn den Steigbügel und half ihm, sich aufs Pferd zu schwingen. Kaum saß Gundolf oben, beugte er sich zu Heta herab und sagte lauernd: »Jetzt, Schwester, brauche ich wirklich ... einen Arzt.«

Die Ritter sahen sich wissend an, grinsten. Heta beobachtete, wie Gundolf sein Pferd gemächlich auf die Gruppe der Verletzten zutrotten ließ. Die Ritter stießen sich in die Seite, Gundolfs Knappe reckte seinen Kopf. Da begriff François, was gespielt wurde. Doch genau in diesem Moment gab Gundolf seinem Pferd die Sporen. Aufwiehernd galoppierte es los, direkt auf Scharifa zu.

François fluchte und zog seinen Dolch, schrie Scharifa zu, sie solle fortlaufen. Diese aber war wie gelähmt. Gundolf hatte leichtes Spiel. Gekonnt brachte er sein Pferd direkt neben ihr zum Stehen, packte sie an einer Hand und zerrte sie über die rechte Flanke seines Pferdes zu sich hoch. Die Ritter applaudierten diesem Kunststück an Gewandtheit und Kraft und wollten sich ausschütten vor Lachen, als François im vollen Lauf stolperte und hinschlug.

Buch I

Montpellier, Oktober 1379

Es war früh am Morgen, das Licht noch golden, geradezu streng. Das Schattenkreuz auf dem gefegten Boden reichte von einer Wand bis zur anderen. Melissa überlegte, was sie an dem Anblick so faszinierte, doch da trat Heta ins Licht. Der Rückenteil ihres weißen Spitalmantels leuchtete auf, und weil sie um den weihevollen Effekt wusste, der dabei entstand, breitete sie die Arme aus und sagte: »Als verantwortliche Celleraria segne ich die Truhen dieses ehrwürdigen Spitals. Mögen sie immer gefüllt sein, auf dass Kranke und Verwundete nie Mangel leiden.«

»Amen.«

Melissa bekreuzigte sich, trat dann aufseufzend an eine der Truhen und klappte den Deckel zurück. Heta und sie waren auf dem Trockenboden des Spitals des Heilig-Geist-Ordens, dem ältesten und ehrwürdigsten Spital der Stadt. Vor rund zweihundert Jahren von Guido von Montpellier gegründet, war das Spital inzwischen längst verweltlicht, und das hieß, dass nicht nur Ordensbrüder Kranke pflegen durften, sondern auch Frauen. Die Truhe, ein schlichter, aber wuchtiger Kasten, war so gut wie leer. Sie barg nur ein paar goldgelbe Kerzen, von denen sogar zwei zerbrochen waren: »Dein Segen hat nicht gefruchtet«, meinte Melissa und wandte sich zu Heta um, die aus einer anderen Truhe Leinentücher entnahm und sie zu zählen begann. Heta nickte, ohne sich beim Zählen stören zu lassen, legte die Leinentücher zurück und öffnete die nächste Truhe.

»Die Lavendelsäckchen duften kaum noch«, sagte sie. »Sie müssen neu gefüllt werden. Kümmerst du dich darum?«

»Wenn es denn sein muss. Aber was ist mit den Kerzen? In fünf Tagen ist Kirchweih. Du hast gesagt, wir hätten für dieses Jahr zugesagt, Notre-Dame zu illuminieren! Das aber wird mit sieben Kerzen kaum gehen. Es fehlen also mindestens drei Dutzend. Willst du, dass Pater Martinus dich an den Pranger stellen lässt?«

»Das wird er schon nicht«, entgegnete Heta gelassen. »Können wir etwas dafür, dass es seit Anfang Oktober an allem fehlt? Sogar unser Spital wurde geplündert.«

»Weiß ich doch. Aber du hast es ihm nach dem Aufstand zugesagt, Mama. Pater Martinus verlässt sich auf uns.«

»Willst du ... damit etwas andeuten?«, fragte Heta honigsüß. Sie setzte sich mit einem Stoß Leinentücher auf eine der Truhen und musterte Melissa. Diese schaute erst ganz unschuldig, doch dann spielte ein Lächeln um ihren Mund. Du hast deinen Kopf, ich meinen, dachte Heta. Als ich dich in Alexandria aus der brennenden Kirche rettete, ahnte ich nicht, dass du einmal mein einziges Kind bleiben würdest. Und obwohl ich nicht deine leibliche Mutter bin, habe ich, seit du zur Frau erblüht bist, von Jahr zu Jahr mehr Angst um dich.

»Ich dachte, ich könnte die Kerzen bei Malwida ...«

»Kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Warum? Jetzt ist doch alles ruhig. Der Aufstand ist vorüber, die Stadt wieder sicher. Im Grunde haben die Aufrührer längst die Hosen voll. Sie wissen, dass die Überlebenden des Rats Namenslisten angelegt haben. Bei der nächstbesten Gelegenheit werden sie dem

Herzog ausgehändigt, und der wird dann, ist erst die Ordnung wiederhergestellt, den Henker reich machen.«

»Du klingst, als würdest du es dir wünschen«, meinte Heta. »Hast du vergessen, warum es so weit gekommen ist? All die Steuern, die der Herzog dem Volk aufbürdet? Salzsteuer, Herdsteuer, Kopfsteuer! Steuern auf alles, was der Mensch verbraucht. Jetzt mit der Begründung, es müssten Lösegelder für die von Piraten geraubten und an muslimische Sklavenhändler verkauften Ritter gezahlt werden. Wer's glaubt, wird selig! Lösegelder! Das hatten wir schon. Vor fast zwanzig Jahren drei Millionen Goldstücke, mit denen Herzog Karl seinen Vater Johann von den Engländern freikaufte. Heute nun geht alles von vorn los, also ab jetzt zwölf Franken mehr pro Haushalt. Unser Herzog stellt sich das so vor: Wir sammeln Schafskötel, bringen sie zum Alchemisten Taissier, und der versilbert sie. Und dann geht alles in die Taschen versprengter Söldner! Einst sollten sie uns die Engländer vom Leib halten, aber dank Bertrand du Guesclin gibt es in Frankreich jetzt fast keine Engländer mehr. Söldner aber sind wie Räuber. Man wird sie nicht mehr los. Sie stehlen unser Getreide, unser Gemüse. Unser Vieh versackt in ihren Bäuchen! Was übrig bleibt, ist teuer, und keiner von den Kleinen kann's bezahlen. Hunger im Languedoc! Noch nicht mal zu den Zeiten der großen Pest war es so schlimm. Aber unseres Herzogs ehrenwerte Speichellecker nicken alles ab, was er befiehlt, nur um sich selbst zu bereichern und dem Herzog sein feudales Leben zu bezahlen. Sollen sie sich also nicht wundern, dass sie jetzt über die Klinge springen mussten.«

Heta war vor Empörung errötet, doch nun schwieg sie erschöpft.

»Ja.« Melissa verdrehte die Augen. »Es hätte nur nicht gar so barbarisch zugehen müssen. Selbst der Totengräber hat gesagt, manchmal sei es ihm zu viel gewesen. Er habe aufgeschlitzte Bäuche gesehen, sogar angebissene Leichen.«

Sie wusste selbst, dass der Totengräber von Tag zu Tag neue Greuelgeschichten verbreitete, aber der Aufstand hatte stattgefunden, und die Stadt würde die Morde und Plünderungen für Generationen nicht mehr vergessen. Fünf Räte des Herzogs von Anjou und achtzig Bürger waren getötet worden, von der Zahl der Verletzten, von denen auch sie noch etliche im Spital versorgten, ganz zu schweigen.

»Wir haben kaum noch Verbandszeug«, klagte Heta. »Das Leinen, das ich hier eigentlich umsonst zähle, müssen wir sogar zerschneiden ...«

»Bräuchten wir alles nicht, hätten die Aufrührer nicht auch blindwütig die Tuchmachereien angezündet ... zum Teil mit den Kerzen, die sie uns hier im Spital geraubt haben.«

»Was ist eigentlich los mit dir? So trotzig kenne ich dich gar nicht. Hast du dich verliebt?«

»Nein!«, brauste Melissa auf, aber viel mehr kam ihr nicht über die Lippen. Himmel noch mal, dachte sie, ich muss endlich einmal wieder raus aus der Stadt. Ich bin achtzehn Jahre alt, andere in meinem Alter sind verheiratet. Mama tut so, als wäre ich ein kleines Kind. Ständig will sie mich vor irgendetwas schützen. Und das mit immer derselben Begründung: Die Erlebnisse in Alexandria seien zu viel für meine kleine Seele gewesen, und sie habe Angst, ich könne mich plötzlich wieder daran erinnern und würde dann verrückt werden.

Sie presste die Lippen aufeinander und ärgerte sich, da sie wieder unsicher wurde. Was war, wenn Heta recht hatte? Denn in der Tat hatte sie nicht die geringste Erinnerung – weder an ihre leibliche Mutter noch ihren Vater, noch an Alexandria, die Kirche oder daran, wo sie sich versteckt hatte. Nur wenn sie den Gürtel befühlte, den sie als Erinnerung an ihren Vater und Symbol ihres Überlebens um ihre Hüfte trug, glaubte sie, wieder seine Hände zu spüren. Ansonsten erinnerte sie sich nur an ihren Namen.

»Du hast dich also nicht verliebt«, stellte Heta zufrieden fest.

»Was ist es dann?«

»Du weißt es selbst am besten, Mama. Gott hat gewollt, dass ich überlebe. Einst in Alexandria, jüngst hier. Als der Aufstand tobte, bin ich quer durch die Stadt gelaufen, um einer Schwangeren beizustehen, weil die Hebamme zu feige war, das Haus zu verlassen.«

»Alles ohne mein Wissen ...«

»Wie auch immer. Lass mich gehen. Ich werde zu Malwida gehen und Kerzen holen. Söldner wurden in unserer Gegend schon lange nicht mehr gesehen. Das weiß ich von den Hegereitern. Das Umland ist sicher. Und habe ich erst die Kerzen, wirst du ein gutes Wort für mich einlegen ...«

»Wie bitte? Du willst dafür, dass ich es dir erlaube, zu Malwida zu gehen, noch eine Belohnung? Unglaublich! Ich höre wohl nicht richtig! Hast du immer noch nicht genug Tote gesehen?« Heta sprang auf und ließ die Truhendeckel auf die Zargen knallen. Sie warf ihre Lage Leinentücher auf die nächstbeste Truhe, stemmte die Hände in die Hüften und maß Melissa von Kopf bis Fuß mit zornigen Blicken. »Ich will dir mal eines sagen«, fuhr sie fort, »eine Leichenschau ist eine eklige Sache. Das kann dir Roger Fragiardi bestätigen. Schon die Geräusche, wenn das Skalpell die Haut aufbricht, sind schauerlich. Dann das Plätschern der Säfte ... das Blubbern der Gase ... und vor allem der Gestank. Kannst du dir das vorstellen?«

»Fragiardi sagt auch: Man sezieren, wenn es Leichen gibt. Bei den Aufständen wurden einige Kaufleute schwer verwundet. Von denen sterben bestimmt noch einige. Glaubst du, ich wüsste nicht, dass wir sie hier nur verwahren, damit einer von ihnen bald auf den Seziertisch der Universität kommt? Diesmal macht Fragiardi mit den Medizinthoretikern gemeinsame Sache, obwohl er sie sonst nicht ausstehen kann. Bistlang hat es mit der Sektion nur deswegen nicht geklappt, weil die Angehörigen der Toten vehement dagegen sind.«

Melissa redete mit einer Kaltschnäuzigkeit, die Heta ihr nieals zugetraut hätte. Aber vielleicht konnte das auch gar nicht anders sein. Wieder stand Heta das Bild vor Augen, wie die schlafende Melissa in Alexandria die Hand gegen den Kreuzritter Gundolf ausgestreckt hatte. Eine mystische Geste, die sie den Rest ihres Lebens nicht mehr vergessen würde. Schon als kleines Mädchen musste Melissa also diese Gabe besessen haben – eine Gabe, die so außergewöhnlich wie nützlich war, obwohl Melissa meinte, die Fähigkeit, mit den Händen zu lesen, sei eher belastend als angenehm.

Als versuchten die beiden Frauen, die Entschlossenheit der jeweils anderen abzuschätzen,

standen sie sich gegenüber. Heta aber hatte auf einmal keine Kraft mehr. Sie war versucht, sich an den Rücken zu greifen, der plötzlich wieder schmerzte, aber bislang hatte sie diese Schmerzen gut vor Melissa verheimlichen können. Sie gehen dich nichts an, dachte sie. Erst muss ich dich verheiraten. Dann darfst du bei mir lesen.

»Tu, was du nicht lassen kannst«, sagte sie müde. »Vielleicht hast du recht. Schließlich war auch ich einmal so dumm, einen Kreuzzug mitzumachen.« Sie lächelte, und dies ließ Melissa weich werden. Sie fielen sich in die Arme und bekamen feuchte Augen. Vorsichtig fuhr Heta fort: »Fragiardi wird nicht müde, mir vorzurechnen, dass seit der Pestepidemie vor gut zwanzig Jahren eine ganze Generation fehle und die Lücke aufgefüllt werden müsse. Er will mir damit zu verstehen geben ...«

»... ich solle mich endlich auf die mir von Gott zugedachten Aufgaben besinnen, zu heiraten und Kinder zu gebären«, beendete Melissa sanft Hetas Satz. »Am schönsten fände er es wohl, ich würde ihn erwählen. Nein, Mama. Auch wenn er hundertmal unser Chirurgus ist: Ich kann ihn nicht ausstehen. Er ist alt, und seine Art ...«

»Als ob ich das nicht selbst alles weiß. Aber ich will doch nur dein Bestes, verstehst du das? Und mit Fragiardi darfst du es dir nicht verderben. Reize ihn nicht. Wenn er die Beherrschung verliert ...«

Heta brach ab, zog Melissa an sich und küsste sie auf die Stirn. Anschließend zupfte sie an ihrem Gürtel. Als du klein warst, habe ich ihn dir doppelt umgelegt, dachte sie. Jetzt bist du eine schöne, begehrenswerte Frau. Du könntest dir die Männer aussuchen. Deine großen Augen und dein seidenweiches blondes Haar sind so verführerisch wie dein leicht wiegender Gang und dein Lächeln, wenn du in Gedanken bist. Am Gürtel, den dir deine Eltern umlegten, haftet ihre Liebe. Er wird dich auch weiterhin beschützen. Ich bin bei allem nur das Werkzeug.

»Mama, versprich mir, dass du ein gutes Wort für mich einlegst. Sag deinem Ferdinand Bouger, ich werde extra ein paar Kerzen für die Sektion mitbringen. Und sag ihm auch, dass ich deswegen sogar barfuß zu Malwida in die Berge hinaufsteigen würde.«

Heta schüttelte sanft den Kopf: »Sei still. Kein Wort von Bouger. Wenn Fragiardi herausbekommt, dass ich mich ... nun ja, gelegentlich mit ihm treffe, dann können wir hier einpacken. Das wäre das eine. Das andere, mein Kind: Nichts im Leben ist es wert, dass eine Frau sich dafür die Füße wund läuft! Du und dein Wissensdurst. Was glaubst du, was geschieht, wenn die Universitären entdecken, dass bei der Sektion eine Frau zusieht?«

»Ach was, ich guck dem Toten schon nichts weg«, antwortete Melissa selbstbewusst und ließ jetzt ebenfalls den Truhendeckel zufallen.

Sie trat vor das Fenster, streckte einen Arm aus und tat, als wollte sie einen Teil des Kreuzbalkens in ihrer Hand zerdrücken. Sie meint es wirklich ernst, dachte Heta. Ich werde wohl oder übel mit Ferdinand Bouger sprechen müssen. Wenn Melissa Männerkleidung anzieht und den Mund hält ... vielleicht kann sie dann wirklich bei der Sektion dabei sein. Hauptsache, Fragiardi bekommt nichts mit. Bouger ist für ihn wie ein rotes Tuch, am liebsten würde er ihn in ein Fass voller Gülle werfen und den Deckel